Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340 Omaha, Nebraska

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., Mittwoch, den 31. Januar 1917.

Die versagten Geschosse.

Die neu zu bauenden amerikanischen Schlachtschiffe „Maryland", „Colorado", „Washington" und „West-Virginia" sollen plangemäß mit 16-zölligen Geschützen bestückt werden. Die Kontrakte für den Bau der Schiffe sind vor kurzem vergeben worden. Die Vorarbeiten dazu sind also schon im besten Gange. Da meldet eine kurze Depesche aus London, die englische Regierung habe der Firma Hatfields, die unser Marinedepartement mit der Lieferung von Geschossen für die 16zölligen Schiffsgeschütze beauftragt hatte, die Ausfuhr von Geschossen vor der Beendigung des Krieges untersagt. Was wird nun werden? Die amerikanischen Munitionsfabriken sind trotz langen kostspieligen Experimentierens zugestandenermaßen nicht in der Lage, die Geschosse in der vorgeschriebenen Qualität zu liefern, selbst wenn man ihnen einen bedeutend höheren Preis zahlen wollte als den mit der englischen Firma ausbedungenen. Dauert der Krieg also noch ein oder zwei Jahre, so wird die amerikanische Flotte sich zwar des Besitzes 16zölliger Geschütze rühmen können, aber nicht im Stande sein, auch nur einen einzigen Schuß aus ihren Rohren abzufeuern, weil sie keine Geschosse für sie hat.

Wäre es nicht am Ende richtiger gewesen, mit den Vorarbeiten so lange zu warten, bis man Gewißheit darüber hatte, daß man die geplanten Riesengeschütze auch brauchen kann? Daß die britische Regierung jetzt während des Krieges die Ausfuhr 16zölliger Geschosse nicht gestatten würde, hätte man in Washington bei einiger Ueberlegung voraussehen können. Wenn man etwa glaubt, daß England sich den Ver. Staaten gegenüber ob der reichlichen Munitionsversorgung zu irgendwelchem Danke verpflichtet fühlt, so zeugt das von einer naiven Unkenntnis des englischen Charakters. Aber abgesehen davon ist doch doch wohl ganz selbstverständlich, daß in diesem Weltkriege beide kriegführenden Parteien den Verkauf irgendwelchen Kriegsmaterials an Fremde auf keinen Fall gestatten können, und gar noch den 16zölliger Geschosse.

Es heißt allerdings, daß die Vergebung der Geschoßlieferung an die englische Firma nur zu dem Zwecke geschehen sei, einen Druck auf die amerikanischen Munitionsfabriken auszuüben, damit sie aufhörten, dem Flottendepartement das Fell über die Ohren zu ziehen. Das mag wohl sein. Dann hat das Mittel eben seinen Zweck verfehlt. Die Beziehungen zwischen den amerikanischen Kriegsmaterialfabrikanten und der englischen Regierung sind so nutzenbringender Natur, daß sie vorläufig ohne großes Bedauern auf die Gunst des Washingtoner Marinedepartements verzichten können. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß das Verbot der britischen Regierung auf das Ersuchen jener hin erfolgt ist, obwohl, wie erwähnt, schon an sich ausreichende Gründe zu seinem Erlaß vorlagen.

Dem Marinedepartement geht es mit diesen Geschossen, wie mit der Flotte überhaupt. Es kann wohl Geschütze beschaffen, aber nicht die dazu gehörigen Geschosse. So ist es auch verhältnismäßig leicht, die neuesten, größten, stärksten und zweckmäßigsten Schlachtschiffe zu bauen; aber es ist ihm bis jetzt noch nicht möglich gewesen, alle die stolzen Kriegsmaschinen unserer Marine zu bemannen. Im Ernstfalle würde es unserer Flotte stark an Mannschaften wie auch an Offizieren fehlen. Und solange diese nicht beschafft werden, nützt den Ver. Staaten auch die größte Flotte der Welt nichts. Diesem Mangel abzuhelfen, sollte die Hauptsorge der Marineverwaltung sein. Daneben wird sie jedoch ernstlich darauf bedacht sein müssen, sich in der Beschaffung des notwendigen Materials vom Auslande unabhängig zu machen, um im Falle eines Krieges vor unliebsamen Ueberraschungen sicher zu sein.

Die Wertsteigerung unseres Viehbestandes.

Der Schlachtviehbestand der Ver. Staaten weist seit zehn Jahren einen stetigen Rückgang auf. Die Zahl der Rinder—ausschließlich der Milchkühe—hat sich in dieser Zeit um nicht weniger als zehn Millionen Stück verringert, die der Schafe um fünf Millionen. Gleichzeitig ist die Bevölkerung des Landes um fünfzehn Millionen Köpfe gewachsen. Während die Einwohnerzahl sich also um 18 Prozent vermehrt hat, ist der Rinderbestand um 20, der Bestand an Schafen um 10 Prozent zurückgegangen. Die große Verringerung der Stückzahl hat indessen den Gesamtwert des verbleibenden Bestandes nicht vermindert. Im Gegenteil, das scharfe Anziehen der Fleischpreise während der letzten Jahre hat den Wert des verringerten Vorrats erheblich gesteigert. Im Jahre 1907 wurde der Wert der 51½ Millionen Stück Rindvieh in den Ver. Staaten auf rund 881½ Millionen Dollars geschätzt, während man den der rund 41 Millionen jetzt noch vorhandenen auf über 1,465 Millionen Dollars berechnet.

Die Wirkung der Abnahme des Schlachtviehs und der gleichzeitigen starken Volksvermehrung äußerte sich in den letzten Jahren vor dem Kriege in einem beträchtlichen Rückgange der Schlachtvieh- und Fleischausfuhr. Im Jahre 1907 wurden noch über 281 Millionen Pfund frisches Rindfleisch ausgeführt, im Fiskaljahr 1914 bloß noch knapp 6½ Millionen. Der Export von Schlachtvieh sank in derselben Zeitspanne von 584,239 auf 21,666 Stück, während der Verkaufspreis von $70 für das Stück auf $110 stieg. Angesichts dieser Tatsachen und Zahlen kann man sich einen kleinen Begriff davon machen, welchen tief einschneidenden Einfluß der infolge des Krieges um das Vielfache vermehrte Bedarf des Auslandes an amerikanischem Fleisch und Schlachtvieh und die infolgedessen beispiellose Vermehrung der Ausfuhr auf den heimischen Markt, den Wert des Viehs und die Fleischpreise haben mußten. Diese Wirkung des Krieges wird sich auch nach Beendigung der Feindseligkeiten noch jahrelang in den Fleischpreisen bemerkbar machen.

Ein Zeichen der Weltmacht des Roten Kreuzes.

Wer von uns hat vor dem Kriege je von Ahmednagar in Indien, von Petawawa in Kanada, von Motuiti auf den australischen Südseeinseln, von Kurume in Japan gehört?

Nur wenige von uns wußten vor dem Kriege, daß es ein Pietermaritzburg in Südafrika gibt, weil es in der Zeit des Burenkrieges zuweilen genannt wurde. — Aber durchaus fremd sind uns allen Namen wie: Blagowjeschtschensk und Tomsk in Sibirien oder Knockaloe in England.

Was könnte anschaulicher als diese (ganz willkürliche) Zusammenstellung geographischer Bezeichnungen beweisen, daß der gegenwärtige Krieg ein Weltkrieg im wahrsten Sinne des Wortes ist?

Denn in jedem der genannten Orte harren deutsche Kriegs- oder Zivilgefangene sehnsüchtig der Stunde, die ihnen die Freiheit wiedergibt.

Durch die weitreichende Macht des Roten Kreuzes ist es jedoch ermöglicht worden, Verbindungen anzubahnen und aufrecht zu erhalten zwischen den Kriegsgefangenen in den entferntesten Teilen der Erde und ihren Angehörigen und Verwandten daheim in Deutschland oder in neutralen Ländern. Ja, die Delegation des Deutschen Roten Kreuzes für die Vereinigten Staaten, 1123 Broadway, New York, ist in vielen Fällen sogar in der Lage, Geldsendungen an ihr aufgegebene Kriegsgefangene zuverlässiger und schneller auszuführen, als es infolge der Post- und sonstiger Schwierigkeiten von Deutschland aus der Fall sein würde.

Auch die Nachforschung nach vermißten Heeres- oder Marine-Angehörigen der deutschen und österreichisch-ungarischen Nation wird bereitwilligst von dieser Delegation des Deutschen Roten Kreuzes übernommen, auf Grund der Vergünstigungen, die ihr die internationalen Abmachungen der Genfer Konvention einerseits und ihre engen Beziehungen zu allen Militär- und Zivilbehörden des Deutschen Reiches andererseits, einräumten.

Innig berührt sich hier die vermittelnde Tätigkeit des Roten Kreuzes mit den so ausgezeichneten Bestrebungen der verschiedenen, angesehenen Hilfsgesellschaften, die sich die allgemeine Fürsorge für Kriegsgefangene zur Aufgabe gemacht haben und bei deren Gründung in manchen Fällen die Delegation des Deutschen Roten Kreuzes Pate gestanden hat.

Während jene Organisationen die Aufbringung von Mitteln zur Linderung der leidenden Not in den Gefangenenlagern in der Hauptsache zu ihren Obliegenheiten zählen, stellt das Rote Kreuz seine Kraft in den Dienst derjenigen, die etwa Auskunft über Angehörige wünschen oder bestimmte Gefangene mit regelmäßigen oder einmaligen Geldzuschüssen unterstützen möchten. Die gesamte derartige Arbeit wird vom Roten Kreuz gern und unentgeltlich geleistet.

Eine revolutionäre Entscheidung!

Dem gewöhnlichen Sterblichen, dessen gerader Sinn noch nicht durch das Labyrinth der amerikanischen Gesetze in Verwirrung geraten ist, dürfte die Entscheidung des Bundes-Obergerichtes bezüglich der Rechtskraft des Webb-Kenyon Gesetzes eine revolutionäre bezeichnen. Die Unverletzlichkeit der sogenannten „Original Verpackung" und ähnliche Grundsätze, die seit Jahren gerichtliche Anerkennung fanden, sind durch die „Webb-Kenyon" Entscheidung dem Papierkorb überantwortet worden. Das Prinzip „Der Staatssouveränität" ist wieder zur Anerkennung gelangt; infolgedessen ist den einzelnen Staaten das Recht eingeräumt worden, den zwischenstaatlichen Handel, soweit es den Versand von geistigen Getränken betrifft, vollständig zu unterbinden. Der Kongreß hat durch dieses Gesetz den Staaten eine Gewalt gegeben, von der man annahm, daß die Bundesverfassung dieses Recht ausschließlich der nationalen Gesetzgebung zugestand. Es wurde bisher angenommen, daß eine Aenderung dieses nationalen Vorrechtes nur durch einen Zusatz zur Bundesverfassung erreicht werden konnte. Wenn der gesetzliche Einwand gegen das Webb-Kenyon Gesetz fallen gelassen wird, so könnte man das vom Prohibitionsstandpunkt allenfalls noch verteidigen; denn Staaten, die sich für Prohibition erklärten, konnten dasselbe nicht zur Ausführung bringen, so lange der Verbraucher von geistigen Getränken auf dem Wege des zwischenstaatlichen Handels seinen Bedarf decken konnte.

Das Prohibitionsgesetz förderte auf diese Weise größere Trunksucht und Ausschweifung, als der vom Gesetz geregelte Verkauf, da der Handel sich mehr den starken geistigen Getränken zuwandte.

Der Schutz, den die nationale Regierung gewährte, war stärker als die Polizeimacht des Staates. Die Folgen des Webb-Kenyon Gesetzes lassen sich bis jetzt noch nicht übersehen.

Staaten werden wahrscheinlich der Prohibition nicht so leicht mehr verfallen, wenn die Stimmgeber in Erfahrung gebracht haben, daß die Prohibition nicht allein den Saloon abschafft, sondern auch den Privatgebrauch. Mit der Entscheidung des hohen Gerichtshofes kommt gleichzeitig ein Argument zu Gunsten nationaler Prohibition in Wegfall. Von den „Trockenen" wurde stets behauptet, daß die zwischenstaatliche Handelsklausel in der Bundesverfassung dem Getränkehandel zugute käme, daß der einzelne Staat nie ganz „trocken" gelegt werden könne und deshalb ein nationales Verbotsgesetz anzustreben sei. Jetzt, wo jeder Staat das Recht erhielt, sich mit einer Schutzmauer zu umgeben, um den Handel mit geistigen Getränken von seinen Grenzen fernzuhalten, so wird es der Menschheit, die außerhalb dieser Mauer wohnt, zu leben gestattet sein, wie es ihr passend erscheint. An der Mauer, welche durch das Webb-Kenyon Gesetz um die einzelnen Staaten errichtet wurde, dürfte die Prohibitionswoge noch zerschellen.

Rasputin von Briten „besorgt"!

Die erst dementierte Ermordung des sagenhaften Mönches am russischen Zarenhofe ist nun bestätigt worden. Ueber den Mord dringen jetzt weitere Enthüllungen an die Oeffentlichkeit. In Petersburg wird nun offen ausgesprochen, Rasputin sei durch die britische Diplomatie „besorgt" worden. Die Zeitungen der russischen Hauptstadt erklären, der britische Botschafter habe zum mindestens um den Mordplan gewußt, ehe derselbe ausgeführt wurde, und ein fremder Diplomat sei in der Geschichte verwickelt.

Das Blatt „Rußkoje Slowo" bezeichnet den Duma-Abgeordneten und Präsidenten der „Schwarzen Hundert" Purischkewitsch als den wahrscheinlichen Mörder und behauptet, daß auch der Schwiegersohn Rasputins seine Hand bei der Bluttat im Spiele gehabt habe.

Ferner meldet die Zeitung, daß die Privatsekretärin Rasputins, die bekannte Akulina Nitschma, zur Zeit der Mordtat verschwand und nun, nach mehreren Tagen, an einem nervösen Zusammenbruch leidend, wieder aufgetaucht ist. Die Frau soll sich entschieden weigern, zu sagen, wo sie gewesen ist. Bis jetzt ist von der Polizei in Verbindung mit dem Morde keine einzige Verhaftung vorgenommen worden.

„Rußkoje Wjedomosti" meldet, daß die vor einigen Tagen gemeldete Befreiung des notorischen Erpressers Manilow durch den Zaren auf Verlangen eines fremden Diplomaten erfolgt sei.

Die offiziellen Kreise in St. Petersburg befinden sich, wie ein anderes russisches Blatt berichtet, in Aufregung darüber, daß der britische Botschafter plötzlich eine ungeheure Menge von Chiffre-Depeschen absendet und erhält. Dieselben sollen täglich ungefähr 30,000 Chiffre-Gruppen mehr umfassen, als früher.

Das „Geheime Bureau zur Förderung diplomatischer Zwecke", das in London seinen Sitz hat, dürfte mehr über die Ermordung Rasputins wissen.

Das Bier der Feldgrauen!

Zu den Verpflegungsmitteln der im Felde stehenden deutschen Truppen gehören auch Bier und Tabak. Abstinenz gibt es an der deutschen Front nicht. Zu Beginn des Krieges wurde das Bier den Truppen zum Teil in Form von Liebesgaben nachgeschickt, zum Teil wurde es von den einzelnen Truppen bei bekannten Brauereien bestellt. Seit dem 1. August 1915 wurde der Biernachschub einheitlich geregelt, und heute erfolgt er für sämtliche Truppen, die Bayern und Württemberger, die eigene Versorgung haben, ausgenommen, durch die stellvertretende Intendantur des dritten Korps. Sie hat vom 1. August 1915 bis zum 30. September 1916 2,717,222 Hektoliter Bier an die Front geliefert, drei Viertel des sich auf 3,603,022 Hektoliter belaufenden Gesamtbedarfes. In den warmen Jahreszeiten waren die Anforderungen natürlich größer als in den kälteren, die größten brachte der Mai 1916 mit rund 490,000 und der Juni gar mit rund 533,000 Hektoliter.

Als Reizmittel bei großen Strapazen und als Beruhigungsmittel nach überstandenen Anstrengungen hat der Tabak zu dienen, und dieser ist als Zuschuß zur Feldpost — wie es auch im Kriege 1870 der Fall gewesen ist — in Form von Zigarren, Zigaretten, Rauchtabak und Schnupftabak in ungeheuren Massen ebenfalls durch Vermittelung einer einheitlichen Zentralstelle, die bei der Handelskammer Minden aus sozialen Gesichtspunkten heraus geschaffen wurde, in regelmäßiger Folge hinausgegangen, mit dem Anwachsen der Formationen natürlich in dauernd steigendem Maße. Zigarren wurden während der beiden ersten Jahre geliefert insgesamt 4,229,428,000 Stück, die Zigarettenlieferungen bezifferten sich ebenfalls auf über vier Milliarden Stück, dazu kommen dann noch 8150 Tonnen Rauchtabak, 715 Tonnen Kautabak und 126 Tonnen Schnupftabak. Der Gebrauch der beiden letzten Tabakfabrikate ist je nach Landesteilen sehr beschränkt. Wer vermag sich den Berg auszudenken, den die viereinhalb Milliarden Zigarren und reichlich vier Milliarden Zigaretten aufeinander geschichtet darstellen? Und dazu kommen weitere Berge an Zigaretten, die als Marketenderware oder als bequeme Liebesgaben hinausgeschickt worden sind.

Für die sogenannten eisernen Rationen, die im Leben des Feldsoldaten eine so große Rolle spielen, wurden im ersten Kriegsjahre 147,999,000 Portionen Fleischkonserven gebraucht, im zweiten Kriegsjahre 126,571,000 Portionen. An Gemüsekonserven wurden im ersten Kriegsjahre 11, im zweiten 82 Millionen Portionen beansprucht. An Backmehl für die Brot- und Zwiebackbereitung sind ins Feld gegangen im ersten Jahr 388,539 Tonnen, im zweiten 795,000 Tonnen, also zusammen 1,183,545 Tonnen. Dazu kommen noch 40,375 Tonnen Zwiebäcke, die aus der Heimat zugeführt wurden. Rinder wurden geliefert: im ersten Kriegsjahr 226,190 Stück, im zweiten Kriegsjahr, wo die Requisitionen in den Ersatzgebietsteilen so gut wie ganz nachgelassen hatten, 704,714 Stück, also insgesamt fast eine Million Stück. An Hämmeln sind im ersten Kriegsjahr 192,582 Stück, im zweiten 380,739 Stück geliefert worden. Bei den Schweinen hat sich die Stückzahl von 383,928 im ersten auf 65,231 Stück im zweiten Kriegsjahr vermindert. Das hat seine Ursache darin, daß die Heeresverwaltung unter Berücksichtigung des Schweinemangels und des Bedürfnisses der heimischen Bevölkerung dazu übergegangen ist, die Schweine in der Heimat rationeller zu verarbeiten und die fertigen Fleischprodukte in Gestalt von Dauerware oder von Konserven der Truppe zuzuführen. Zum Teil ist das übrigens immer schon, auch bei anderen Vieharten geschehen, und so hat denn die Truppe neben den Viehlieferungen auch Fleischlieferungen bekommen. Mit dem Nachschub von gesalzenem Fleisch begann man erst im zweiten Kriegsjahr. An Dauerfleisch wurden im ersten Kriegsjahr 66,366 Tonnen nachgeführt, im zweiten 122,953 Tonnen, dazu traten 19,645 Tonnen Wurstkonserven; Mengen, von denen man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Sehr richtig, aber . . .

Herr Tumulty, der erste Sekretär des Präsidenten, und Herr McAdoo, welcher der gegenwärtigen Administration in der doppelten Eigenschaft als Schatzamtssekretär und als Schwiegersohn des Präsidenten angehört, haben sich in öffentlichen Erklärungen sehr entrüstet darüber geäußert, daß man es gewagt hat, sie mit den Börsenmanövern in Verbindung zu bringen, bei denen die, welche auf irgend eine Weise Kenntnis von der bevorstehenden Friedensanregung des Präsidenten erhalten hatten, Millionen verdient haben sollen. Herr Tumulty versichert, daß die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen auch nicht ein Körnchen Wahrheit enthielten. Dasselbe sagt McAdoo. Aber er begnügt sich nicht damit, sondern er geht den Urhebern dieser Beschuldigungen mit einer äußerst scharfen Philippika zu Leibe. Dieselbe lautet folgendermaßen:

„Die versunkenen Parteipolitiker und die versunkenen Börsenspieler in New York geben dem Lande eine traurige Veranschaulichung ihrer verächtlichen Methoden, zu denen sie in ihrem Bestreben, der Administration zu schaden, greifen. Wenn irgend Jemand im Kongreß oder außerhalb desselben, die Verantwortung für diese Schmähungen übernehmen will, oder wenn ich legale Beweise für die Schuld eines solchen Menschen erlangen kann, werde ich ihn dahin schicken, wohin er gehört, ins Zuchthaus. Es wäre an der Zeit, daß ein Exempel statuiert wird an den gemeinen Schuften, die es sich zum Gewerbe machen, Verdächtigungen, die sich auf haltlosen Gemunkel und Gerede gründen, wider Männer in der Oeffentlichkeit auszustreuen."

Wir sind mit dieser Erklärung durchaus einverstanden. Sie enthält kein Wort, das wir nicht anstandslos unterschrieben. Weit entfernt es Herrn McAdoo zu verargen, daß er entrüstet ist über die Art und Weise, in der man ihn in den Skandal verwickelt hat, zweifeln wir auch keinen Augenblick an seiner völligen Schuldlosigkeit. Aber, wenn er sehr richtig sagt, daß einmal ein Exempel statuiert werden sollte an den Schuften, die es sich zum Gewerbe machten, böswilligen und haltlosen Klatsch auszustreuen gegen Männer der Oeffentlichkeit, so fordert die Gerechtigkeit doch eigentlich, daß nicht nur die Schufte bestraft werden, welche Sekretär McAdoo in seiner Erklärung besonders aufs Korn nimmt, sondern auch diejenigen, welche sich fortwährend in gemeinen Verdächtigungen und Verleumdungen gegen die diplomatischen Vertreter der Zentralmächte ergehen. Und dabei ist noch zu bedenken, daß diese nicht über die Schutzmittel gebieten, welche den hohen Würdenträgern unserer Regierung zur Verfügung stehen. Da ist zum Beispiel der deutsche Botschafter. Er ist doch auch ein Mann der Oeffentlichkeit. Wenn alle die Leute, welche den Grafen von Bernstorff schon seit mehr als zwei Jahren beinahe jeden Tag zur Zielscheibe der abscheulichsten Verleumdungen gemacht haben, dafür ins Zuchthaus geschickt werden würden, welche klaffenden Lücken würden dadurch in die Redaktionen mancher Zeitungen gerissen werden!

Auf der Jagd nach Steuern.

Die nationale Legislatur in Washington, sowie beinahe alle Staatslegislaturen, die sich gegenwärtig in Sitzung befinden, werden durch das gleiche Problem in Atem gehalten: was für neue Einnahmequellen eröffnet werden könnten, um die von Jahr zu Jahr steigenden Regierungs- und Verwaltungskosten zu decken und dem weiteren Anschwellen der chronisch gewordenen Defizite ein Ende zu machen. Der Bund, wie die einzelnen Staaten, sehen sich der Notwendigkeit gegenüber, entweder ganz neue Steuer aufzuerlegen oder schon vorhandene beträchtlich zu erhöhen, in beiden Fällen es aber so zu tun, daß die Verteilung der Bürde eine möglichst gleichmäßige ist und nicht eine Klasse der Bevölkerung davon härter betroffen wird, als die anderen. Auch muß darauf gesehen werden, daß Steuern nach Möglichkeit nicht auf Notwendigkeiten des täglichen Lebens, noch auf solche Artikel gelegt werden, hinsichtlich deren sie dann ausgesprochenermaßen zu „Steuern des armen Mannes" würden, sondern auf Luxusgegenstände und anläßlich unerwarteter oder zum mindesten nicht durch eigene Arbeit verdienter Vermögensvergrößerungen usw.

Der Repräsentatenhaus-Ausschuß für Mittel und Wege, dessen Sache die Erschließung neuer Einnahmequellen ist, sieht sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber, besonders da in jüngster Zeit wiederholentlich neue Steuern auferlegt und schon bestehende erhöht werden mußten, wenn er das von Schatzamtssekretär McAdoo angekündigte Defizit von mehr als zweihundert Millionen Dollars zu decken unternimmt. Der Vorschlag, gewisse Einfuhrzölle zu schaffen oder zu erhöhen, stoßt aus leicht verständlichen Gründen besonders bei der demokratischen Partei auf starken Widerstand. In Betracht kämen in dieser Hinsicht vor allem Kaffee, Tee und Zucker, weil bei diesen Artikeln die Steuer verhältnismäßig leicht und mit geringen Unkosten einzuheben ist und alle Klassen der Bevölkerung mit ziemlicher Gleichmäßigkeit trifft. Weil aber alle drei zu den unentbehrlich gewordenen Lebensbedürfnissen gehören, wird man zu ihrer Besteuerung oder Mehrbesteuerung nur im alleräußersten Falle greifen, wenn alle anderen Möglichkeiten erschöpft sind.

Mehr Aussicht auf Annahme seitens des Kongresses und auf Billigung seitens der Mehrheit der Bevölkerung haben hingegen andere Vorschläge, z. B. eine Erhöhung der Erbschaftssteuer für größere Nachlässe, eine Steuer auf gewisse außerordentliche und ungewöhnlich hohe Geschäftsgewinne und eine abgestufte Steuer auf Artikel in Kühlspeichern und Lagerhäusern. Die letztere mag, trotzdem im allgemeinen Steuern auf Lebensmittel wenig Anklang finden, im gegenwärtigen Augenblicke, wo gegen die Besitzer derartiger Anlagen sich eine starke Strömung geltend macht, ziemlich populär sein und auf verhältnismäßig geringen Widerstand stoßen. Auch wird davon gesprochen, das von der Einkommensteuer befreite Höchsteinkommen auf eintausend Dollars herabzusetzen, ein Schritt, der sicherlich zur Deckung eines großen Teils des Defizits beitragen würde. Aber bei den in letzter Zeit so gewaltig gestiegenen Lebenskosten und angesichts der Tatsache, daß vielfach auch staatliche Einkommensteuer bezahlt werden muß, würde diese Maßregel derartig unpopulär sein, daß die Volksvertreter schwerlich für ihre Gutheißung zu haben sein werden.

Die Fahrt der „Deutschland"

Im Augenblicke der Gefahr taucht das Boot unter und steht in einem Winkel von 36 Grad buchstäblich auf dem Kopf.

Von **Kapitän Paul König.**

Copyright, 1916, by William Randolph Hearst.
(Amerikanisches Verlagsrecht ausschließlich Eigentum von William Randolph Hearst.)

(3. Fortsetzung.)

Ein Kopfstand in der Nordsee.

Ich hatte beschlossen, in der folgenden Nacht während der dunkelsten Stunden zwischen elf und ein Uhr getaucht mit den E.-Maschinen zu fahren.

Als wir in der Abenddämmerung des langen Sommertages tauchten, war zwar noch wenig Wind, aber eine hohe Dünung ging, als sicheres Zeichen dafür, daß der Wind nach einigen Stunden zum Sturm anwachsen würde. Gegen zwei Uhr gab ich Befehl zum Auftauchen und merkte bald an den immer wilder werdenden Bewegungen des Bootes, daß der Sturm da war und mit ihm noch stärkerer Seegang aufgekommen sein mußte. Wir machten gelegentlich richtige Sprünge, bliesen aber unsere Tanks ruhig aus und kamen ganz ordentlich hinauf.

Von Sehrohrtiefe an versuchte ich Umschau zu halten; es war aber noch fast unmöglich, etwas zu sehen, da das Sehrohr alle Augenblicke in dicke Wasserberge einschnitt; dazu die Dämmerung, in der sich die heranwälzenden Wogen im Sehrohr noch größer und unheimlicher ausnahmen. Wir tauchten nun ganz auf, und ich stieg auf den Turm, um über die wild tanzende See hinweg richtigen Ausblick zu gewinnen.

Das war ja ein nettes Wetter geworden. Rings im fahlen Dämmerschein ein Hexenkessel von unwahrscheinlich hoch ansteigenden Wellenbergen mit Schaumkronen, von denen der Wind den Wasserstaub abblies und zischend durch die Luft jagte. Das Boot arbeitete schwer gegenan und setzte häufig stark weg; das ganze Deck war natürlich überflutet; alle Augenblicke prallte eine See an den Turm und ging in dichtem Sprühregen über mich hinweg. Ich klammerte mich an die Brüstung der „Badewanne" und suchte den Horizont ab, einen seltsamen Horizont von sich kulissenartig durcheinander schiebenden Wasserbergen.

Eben wollte ich den Befehl geben, die Oelmaschinen anzustellen, da — was war das?

Der dunklere Streif dort, war das keine Rauchfahne?...

Aber schon schob sich der Rücken einer Woge davor, in den dämmergrauen Himmel...

Ich wartete und starrte durch das Glas, bis die Augen schmerzten...

Da kam es wieder und war eine dunkle Rauchfahne, — — — und da, da: eine Mastspitze, dünn wie eine Nadel, aber ich habe sie im Glas; und jetzt, jetzt, — — — ich bohre meine Augen ins Glas, — — — was das Wellental eben freigibt, das Dunklere dort . . . der Rauch drüber, vier niedrige Schornsteine.

Donnerwetter, das ist ein Zerstörer! — — —

Mit einem Satz bin ich im Turm, das Turmluk zu: „Alarm" — „Schnelltauchen" — — — „Fluten" — „Tiefenruder" — — — „Auf zwanzig Meter gehen!" — — —

Die Befehle folgten sich alle wie in einem Atem. Aber die Ausführung!

Bei diesem Seegang gegenantauchen ist nach allen Erfahrungen fast baren Wahnsinn...

Aber was will ich machen?

Der Zerstörer konnte uns schon gesehen haben...

Hinunter mußten wir, und so schnell wie möglich.

Unter mir in der Centrale arbeiten die Leute in lautloser Hast. Die Schnellentlüftungen sind geöffnet, die gepreßte Luft zischt aus den Tanks — die Tauchventile singen in allen Tonleitern...

Ich stehe mit gepreßten Lippen, blicke durch die Turmfenster auf die wütende See ringsum, lauere auf das erste Zeichen eines Tiefergehens...

Aber immer noch sehe ich unser Deck, immer wieder reißt uns eine Welle empor. — — —

Wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren.

Ich lasse noch mehr Tiefenruder geben, befehle: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!"...

Das ganze Boot erzittert und bebt unter dem verstärkten Maschinendruck und macht förmlich ein paar Sprünge; es taumelt geradezu in der wilden See, will es noch immer nicht?... Dann schneidet es mit einem Ruck plötzlich vorn unter und geht mit immer stärkerer Neigung rapid in die Tiefe. Das eben dämmernde Tageslicht verschwindet an den Turmfenstern, das Manometer zeigt in rascher Folge zwei — drei — sechs — zehn Meter... Aber auch die Neigung des Bootes wächst immer mehr.

Wir taumeln, lehnen uns zurück, rutschen aus; wir verlieren allen Halt auf dem Boden, der sich jäh nach vorn senkt — — — ich kann mich gerade noch am Okulargeländer des Sehrohrs festhalten... und unten in der Centrale klammern sich die Leute an den Handrädern der Tiefenruder fest . . . so geht es ein paar fürchterliche Sekunden — —

Wir sind uns über die neue Situation noch gar nicht klar geworden — da gibt es einen heftigen Stoß, wir werden zu Boden geschleudert, und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird wild durcheinandergeworfen...

Wir finden uns in den seltsamsten Stellungen wieder, sehen uns an, und einen Augenblick herrscht beklommenes Schweigen; dann meint der erste Offizier Krapohl ganz trocken:

„So, da wären wir ja angekommen."

Das löste die scheußliche Spannung.

Wir waren aber doch alle recht bleich geworden und suchten uns nun zurechtzufinden.

Was war geschehen?

Warum diese unnatürliche Neigung des Bootes? Und warum tobten die Maschinen da über uns manchmal so rasend drauflos, daß das ganze Boot erdröhnte?...

Bevor aber einer von uns noch recht überlegen konnte, hatte sich unser kleiner Klees, der leitende Ingenieur, aus seiner lauernden Stellung emporgeschnellt und hatte blitzartig den Maschinentelegraph auf „Stopp" herumgerissen.

Plötzlich war nun tiefe Stille.

Wir sammelten langsam unsere Gliedmaßen und überlegten: was war geschehen?

Das Boot hatte sich vorn in einem Winkel von etwa 36 Grad nach unten geneigt und stand sozusagen auf dem Kopf; wir mußten mit dem Bug auf dem Grund sitzen, und achtern pendelten wir mit ganz gehörigem Schwung auf und nieder; dabei zeigte das Manometer eine Tiefe von ungefähr fünfzehn Metern.

Ich machte mir rasch unsere Situation klar; sie war nichts weniger als gemütlich.

Nach der Karte hatten wir hier etwa einunddreißig Meter Tiefe; bei der steilen Lage des langen Bootes mußte unser Heck ein beträchtliches Stück über Wasser ragen und konnte dadurch zu einer lieblichen Zielscheibe für feindliche Zerstörer werden. Solange die Maschinen noch gingen, mußte noch Folgendes hinzukommen: wenn ein Wellental über uns hinwegging, peitschten vermutlich die Schrauben zum Teil in die Luft und erhöhten unsere Anziehungskraft durch wilde Fontänen und Schaumwirbel. Das hatte Klees sofort an dem rasenden Eintrucken der Motoren erkannt und hatte durch seine Geistesgegenwart wenigstens die ärgste Gefahr beseitigt.

Immerhin hatten wir unseren Liegeplatz durch eine eigenartige Boje bezeichnet und erwarteten jeden Augenblick, aus dem hoch über uns hängenden Achterschiff den krachenden Einschlag einer Granate zu hören — — — — —

(Fortsetzung folgt.)